Boxer Mares mit Totenkopf-Tuch

MIGRATION

Der Grenzgänger

Als Kind von Illegalen kam er in die USA, geriet in die Halbwelt der Latino-Banden, als Boxweltmeister kann er zur Legende werden. An den amerikanischen Traum glaubt der Mexikaner Abner Mares trotzdem nicht. *Von Ullrich Fichtner*

TODD BIGELOW / NOVUS SELECT

Als Abner Mares unbehütet aufwuchs in Hawaiian Gardens, der kleinsten und damals härtesten Stadt im randlos zersiedelten Los Angeles, standen ihm nicht viele Leben offen. Für ein Kind wie ihn, von der Mutter über die mexikanische Grenze eingeschleppt mit fünf weiteren Geschwistern, führten alle Wege in den Knast, ins Krankenhaus oder gleich ins Grab. Es war die Zeit, und sie ist noch nicht vorüber, als die Latinos die Schwarzen jagten, mitten in Amerika. Abner Mares, das stand jedenfalls fest von Anfang an, würde um sein Leben kämpfen müssen.

Er steuert seinen silbernen Jaguar XF durch Hawaiian Gardens wie ein müder Fremdenführer, ein wenig ziellos, im Gesicht eine schwere Sonnenbrille von Louis Vuitton. Ein falscher Sommer ist aufgezogen über der kleinen Stadt, die in Wahrheit nur ein sehr kleiner Stadtteil ist im Südosten von Los Angeles. Hier war er Kind ohne viel Kindheit, das heißt ohne Glück, seine Hände zeigen hinaus auf lauter Tatorte. „Hier an der Ecke wurde ein Freund von mir erschossen", sagt er. „Da drüben hat es einen anderen erwischt, er wurde erstochen."

So geht es weiter auf dieser Tour, geisterhaft, Mares erzählt von einer Schießerei hier, einem Überfall dort, einer Schlägerei, einem Mord. Die Taten sind fünf Jahre her oder acht oder zehn, und Mares ist kein Angeber. Er erzählt seine Geschichten nüchtern und so, als versuchte er das Wunder zu begreifen, dass er nicht selbst erschlagen oder zum Mörder wurde.

Abner Mares Martínez ist 26 Jahre alt, er misst 1,65 Meter, hat eine Reichweite von 1,73 Metern, und bei der Begegnung wiegt er 61 Kilogramm, das macht zwölfeinhalb Pounds zu viel, sechs Kilo, die er schnell wieder loswerden muss, ohne dabei Kraft zu verlieren. Am 21. April steht sein nächster großer Boxkampf an, Superbantamgewicht, es geht gegen Eric Morel und um den Weltmeistertitel des WBC-Verbands. Die Show wird in El Paso stattfinden, Texas, direkt an der Grenze zu Mexiko, also fast in der Heimat, in Abner Mares' eigentlicher Heimat.

Mares ist bekannt in Mexiko, bekannter als in den USA, das wird sich am Publikum ablesen lassen. Leute, die sich mit dem Boxen auskennen, trauen ihm zu, dass er das Zeug zur Legende hat, dass ein neuer Chávez in ihm steckt, der einst mehr Profikämpfe in Folge gewann als irgendein anderer Boxer, oder der nächste Rubén Olivares, der als zäher, langlebiger Champion in der Boxszene unvergessen ist.

Abner Mares könnte in diese Liga aufsteigen, aber er ist zu bescheiden oder zu klug, es selbst laut auszusprechen. Er redet von Hoffnung und harter Arbeit und davon, dass es natürlich schön wäre, auch für die Latinos in Nordamerika ein Idol zu sein, für die Latinos, die in Kalifornien, Texas, Arizona vielerorts nicht mehr Minderheit sind, sondern längst die überwältigende Mehrheit. In Hawaiian Gardens haben 74 Prozent der 16 000 Einwohner hispanische Wurzeln, sie sind irgendwann aus Mexiko oder Guatemala gekommen, legal oder illegal, das spielt bei einer Latino-Mehrheit von drei Vierteln keine große Rolle mehr, niemand fragt danach.

Der Weg hierher war weit für alle Familien, und Mares' Geschichte ist die Geschichte vieler Einwanderer, ein kleiner Roman über einen Aufsteiger, ein Lied darüber, dass der amerikanische Traum irgendwie fortlebt und irgendwie doch kaputtgegangen ist. Denn Abner Mares, der wie ein Amerikaner lebt, fühlt wie ein Mexikaner. Und wenn er seine Siege feiert, wehen grün-weiß-rote Fahnen und keine Stars and Stripes.

TODD BIGELOW / NOVUS SELECT

Aufsteiger Mares in Hawaiian Gardens: *Schlachtfelder einer amerikanischen Kindheit*

Das nördliche Amerika war jahrelang nicht besonders gut zu ihm. Als ihn seine Mutter aus Guadalajara nach Norden verpflanzte, um das erbärmliche Leben südlich der Grenze gegen ein besseres einzutauschen, war er sieben Jahre alt. Die Mutter nahm ihre damals sechs Kinder und machte sich auf in die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Familie kratzte Geld zusammen, um die Schlepper zu bezahlen, um in wechselnden Autos über die grüne Grenze zu gelangen, das war damals, 1992, einfacher als heute. In der Luft lag der ewige Frühling Kaliforniens, aber das erbärmliche Leben der Familie Mares sollte jetzt erst richtig beginnen.

Die Mutter, „undocumented", eine Mexikanerin ohne Papiere oder nur mit den falschen, eine Frau, die nichts als Spanisch sprach, fand nur die üblichen Jobs der illegalen Einwanderer, Hilfsarbeiten, sie putzte und sah nach den Gärten und Blumen fremder Leute. Sie arbeitete, erinnert sich Abner Mares, der Viertgeborene, eigentlich ununterbrochen.

Auch der Vater, der nachzog, irgendwie, auf irgendwelchen Wegen, war nicht oft zu sehen, während die Kinder zu Hause, elf wurden es am Ende, sieben Brüder, vier Schwestern, vor dem Fernseher verwahrlosten. Sie lebten dahin in der Elaine, später in der Horst Avenue, in Holzhäusern, so klein, dass der Platz nicht reichte, um Betten für alle aufzustellen.

Jahrelang schlief Abner Mares auf dem Fußboden, und oft schlief er gar nicht, weil ihn, mitten in Amerika, bohrender Hunger wach hielt. Ein-, zweimal die Woche machte sich die Familie im Morgengrauen auf zum „Großeinkauf", sagt Mares mit einem falschen Lachen. Sie zog dann hinter die Supermärkte am Norwalk Boulevard und in der Carson Street, um in den Müllcontainern nach Essen zu suchen, nach Fleischpaketen, Milch und Brot, das für die zahlende Kundschaft nicht mehr gut genug war.

Ganz am Anfang, sagt Mares, waren die Ausflüge zu den Hauptstraßen ein Fest für die Kinder. Sie stellten sich vor McDonald's-Filialen und dem Food4Less-Supermarkt auf, vor den Konsumtempeln Amerikas, und machten Fotos von sich, „das war unser Disneyland". Später verwandelten sich dieselben Straßen, Hinterhöfe und Parkflächen in die Schlachtfelder seiner Jugend.

Bis vor drei Jahren tobte in Hawaiian Gardens ein Bandenkrieg so brutal, dass endlich ganze Hundertschaften der lokalen und der Bundespolizei einrückten, um Jagd auf gleich 147 Gangster zu machen. Es war, sagte ein Staatsanwalt damals, die größte Anti-Banden-Razzia in der Ge-

schichte der USA, und auf die Verfolgten warteten reihenweise Verurteilungen zu 15, zu 20 Jahren Gefängnis.

Die meisten der 63 Leute, die am Tag der Razzia im Mai 2009 festgenommen wurden, kannte Abner Mares. Es waren Freunde, Schulkameraden, ehemalige „große Brüder“ darunter, die Kindern wie ihm erzählt hatten, die Schwarzen seien nichts wert und müssten aus dem Ort verschwinden, mit allen Mitteln.

Drogendealer wurden ausgehoben, Geldwäscher, Autoknacker, Totschläger, die zuvor auf der Suche nach neuen Talenten waren. Sie waren die Ersten, die Abner Mares entdeckten. Er war klein, aber schnell. Er war dünn, aber stark. Er machte sich, ein halbes Kind noch, schon einen Namen als gefährlich guter Schläger. Und seine Aussichten darauf, in den Knast, ins Krankenhaus oder ins Grab zu kommen, stiegen stetig.

Wer Mares heute beim täglichen Training zusieht im Boxclub an der 56. Straße von Maywood, 25 Minuten Autobahnfahrt nach Süden von Downtown Los Angeles, 30 Minuten Fahrt nördlich von Hawaiian Gardens, erlebt einen konzentrierten, ernsten Kämpfer. Der Club ist ein niedriger Zweckbau in einer Gegend, zugestellt mit Lagerhallen, in der Nähe stapeln sich auf gewaltigen Flächen die Schiffscontainer, umgeschlagen im Hafen von Long Beach, dessen Anlagen sich tief in die Stadt fressen. Auch aus Maywood werden fast täglich Überfälle und Einbrüche gemeldet, Schlägereien, Diebstähle, „das Übliche“, sagt Mares, „this is L. A.“.

Im Club stehen zwei Boxringe fast raumfüllend nebeneinander. Die Decke der Halle hängt so niedrig, dass sich ihre Balken vom Ringboden aus springend fast erreichen ließen. HipHop-Musik wummert, drei Dutzend Boxer trainieren hier, sie trudeln gegen zehn Uhr ein, drücken zur Begrüßung die Schultern freundlich aneinander, alles Latinos, von zwei, drei schwarzen Boxern abgesehen.

Es sind schräge Typen darunter wie Daniel Hernandez, der in den Straßen von Los Angeles einen Kopfschuss überlebt hat, oder Robert Guzman, der mit den Marines bis vor kurzem im Irak-Krieg war. Um sie herum lungern Boxpromoter und verliebte Mädchen, die regelmäßig vor die Tür gehen, um Zigaretten zu rauchen und auf Telefonen herumzutippen. Die Umgangssprache hier ist Spanisch.

Mares’ Manager schaut vorbei, Frank Espinoza, er fährt vor in einem schwarzen Range Rover mit seinem Sohn Frankie, dem kleine Brillanten in beiden Ohren stecken. Espinoza trägt schwarzes Hemd und schwarzen Anzug zu hellbraunen Schuhen aus Klapperschlangenleder. Er schwärmt von seinem Champion, er sagt, Abner werde „groß“, vielleicht der erste Boxer, dem es gelingen könnte, in der Bantamklasse die WM-Gürtel aller

Familienvater Mares, Polizeieinsatz gegen junge Latinos in Los Angeles 2006: *Er hat die*

Verbände zu vereinen. Mares steht daneben, bescheiden und klein, eine Sporttasche über der Schulter, wie ein Schüler, er sagt: „Ja, Frank, das wäre toll.“

Es ist erst die zweite Woche seines Aufbautrainings, aber er unterzieht sich schon einer mörderischen Routine. Wer beim Seilspringen mitzählt, hört um die 1500 irgendwann auf, es folgen Schattenboxen, Arbeit an Speed-Bällen, Schlagübungen auf den gepolsterten Bauch und die Hände in Pratzen von Clemente Medina, Mares’ Coach. „Pam-pam“, schreit Medina, wenn er Doppelschläge einfordert, „pam-pam-pam“, wenn er schnelle Rechts-links-rechts-Kombinationen sehen will.

„Großeinkauf“ bedeutete für seine Familie: Sie holte sich das Essbare aus dem Müll.

Medina, ein jovialer Mexikaner, von dem im Web Videos kursieren, die ihn als Volkssänger verewigen, sagt über seinen Star, er habe nicht unbedingt die ganz große Schlagkraft. „Aber Abner ist schnell“, sagt Medina, „sehr schnell, er hat gute Beine, und vor allem hat er das Herz eines Boxers. Er steht schwere Situationen durch, egal wie schwer.“

Als Mares zum ersten Mal Weltmeister wurde, im vergangenen Sommer, in einer wilden Schlägerei gegen Joseph „King Kong“ Agbeko, überdauerte sein Glück den Abend nicht. Der IBF-Boxverband verlangte sofort eine zweite Begegnung, weil Mares reihenweise Tiefschläge abgeliefert hatte, die der Ringrichter ebenso reihenweise überging. Erst beim Rückkampf im Dezember, im Honda-Center von Anaheim, holte er sich den Gürtel in zwölf regulären Runden, aber schon in Runde zwei handelte er sich einen Riss über dem rechten Auge ein.

Mares machte weiter, blutend, wütend, immer vom technischen K. o. bedroht. Am Ende fügte er seiner Profi-Bilanz den 23. Sieg hinzu, bei null Niederlagen und 13 Knockouts. Er war Weltmeister, und das ist, auch wenn es im Boxsport so viele Weltmeister gibt, ein großer Titel für einen, der als Kind zum Scheitern verurteilt war.

Weltmeister zu sein hieß, bei künftigen Kämpfen 200 000, 300 000 Dollar Preisgeld wert zu sein, Jaguar fahren zu können, es hieß, dass Plasmafernseher in Reichweite kamen, Designerklamotten und ein eigenes Haus in einer ordentlichen amerikanischen Vorstadt.

Mares fand seines in Lakewood, einer anderen Siedlung im Labyrinth von L. A., sie liegt in direkter Nachbarschaft von Hawaiian Gardens, nur ein paar Blocks von seiner Kindheit entfernt, und doch ist er in eine andere Welt umgezogen. Es gibt hier noch eine dünne Mehrheit der Weißen, es gibt eine große asiatische und eine noch immer nennenswerte schwarze Bevölkerung. Raubüberfälle und Diebstähle, aufgebrochene Autos und Häuser

TODD BIGELOW / NOVUS SELECT (L.); ROBERT NICKELSBERG / GETTY IMAGES (R.)

Bandenkriege erlebt, versucht, das Wunder zu begreifen, dass er nicht erschlagen oder zum Mörder wurde

gehören auch hier zum Alltag, aber das Leben fühlt sich anders an, besser.

Er hat jetzt einen weißen und einen asiatischen Nachbarn, und er hat schwarze Freunde. Der Hass auf die Afroamerikaner, der ihm einst eingebläut wurde und der sich weiterhin in den Latino-Vierteln von Los Angeles entlädt, hat sich bei ihm durch Begegnungen verflüchtigt. „Wir sind alle nur Menschen“, sagt Mares, „wir wollen alle Respekt, und wir haben alle dieselbe Würde.“

Seine Frau Nathalie, geborene Moreno, sitzt daneben, still und schön, eine Mexikanerin auch sie. Sie spricht nur Spanisch, obwohl sie seit Jahren in den USA lebt, ihr Mann will nicht, dass sie arbeiten geht. „Ich kann für uns sorgen“, sagt Mares, und das ist für einen wie ihn, für einen von ganz unten, ein großer, stolzer Satz.

Die erste Tochter kam vor sechs Jahren, die zweite ist gerade vier Monate alt, und wer den Boxer mit dem Kind und dem Baby spielen sieht, möchte daran glauben, dass sich der amerikanische Traum für ihn erfüllt hat. Das Heim der Familie Mares sieht aus wie die Kulisse einer Seifenoper, die offene Küche wie aus einem Katalog, es gibt Fernseher in jedem Zimmer, vor dem Haus stehen der Jaguar und ein GM Tahoe, so groß wie ein Panzer.

Nach hinten liegt eine große, schattige Terrasse mit gemauertem Barbecue und üppiger Hausbar, Spielzeug liegt herum, alle Dinge sagen: Abner Mares hat es geschafft. Aber ein glühender Amerikaner ist nicht aus ihm geworden. Anders als so viele frühere Einwanderer dankt er nicht dem Land, sondern sich selbst. Er hat es geschafft, das ungefähr beschreibt seine Haltung, nicht weil, sondern obwohl er in den USA strandete.

Richtig angekommen kann er sich nicht fühlen. Wenn er in eine Verkehrskontrolle gerät, und das passiert häufig, fragen ihn die Polizisten nicht zuerst nach den Autopapieren, sondern danach, wem der Wagen gehört. Und er hat Glück, wenn sie ihn nicht gleich aus dem Sitz ziehen und nach Drogen oder Waffen durchfilzen. „Ich muss mich rechtfertigen, jedes Mal“, sagt Mares. „Dass einer wie ich ein großes Auto fährt, ist nicht vorgesehen. Das ist nicht richtig in einem freien Land.“

Er hatte im Leben, bei allem Pech, auch Glück auf krummen Wegen. Als er, in Hawaiian Gardens, mit 15 von der Schule flog, ein notorischer Schläger, und die Entscheidung darüber anstand, ihn auf eine Sonderschule zu geben, entschieden sich die Eltern dafür, ihn nach Mexiko zurückzuschicken. Sie setzten ihn, der schon ein Jugendboxer war, in ein Flugzeug, wieder hinaus aus Kalifornien, in der irren Hoffnung, er könnte so gut sein, dass er es in den mexikanischen Olympiakader schaffen würde.

Mares empfand es als Strafe. Er glaubte, die Eltern verstießen ihn, weil er ihnen kein guter Sohn war. Er war gerade 15 und schon auf sich gestellt, ein kleiner, irgendwie gemischter Mensch, halb Amerikaner, halb Mexikaner, der in ein Land kam, das seine Heimat hieß, das er aber gar nicht kannte. Aber es wurde seine Rettung. Mexiko war ein Land, das ihn nicht ablehnte und loswerden wollte, sondern willkommen hieß. Es war sein Land.

Tatsächlich durfte er ein Probetraining bei der Nationalmannschaft absolvieren, im Jahr 2000 war das, und er durfte bleiben als Sparringspartner, der sich bald in den Kader hochboxen würde. Er klingt märchenhaft, dieser Aufstieg, Mares muss Glück gespürt haben damals, aber er sagt das nicht so, nichts von Glück und Märchen. Angekommen fühlte er sich, das ja, und zum ersten Mal im Leben führten seine Wege nicht geradewegs in den Knast oder ins Krankenhaus.

Mit kühler und präziser Aggression erkämpfte er sich stattdessen eine beeindruckende Amateurbilanz, 112 Siege, nur 8 Niederlagen, aber eine davon, die letzte, musste er ausgerechnet in der ersten Runde des olympischen Turniers von Athen einstecken, 2004. Mares war 18, er wurde gelost gegen den Ungarn Zsolt Bedák, einen klassischen Linksausleger, es wurde ein enger Kampf, den Mares nach Punkten verlor. „Ich hatte mich jahrelang auf die Spiele vorbereitet“, sagt er. „Ich war am Boden zerstört. Ich wollte eine Medaille holen, ich war sicher, zu gewinnen.“

So niedergeschlagen war Mares, dass ihm in einem Interview danach die Stimme stockte, und die Tränen kamen vor laufender Kamera. Das war, im Unglück, sein Glück, denn diese Szene rührte die Frau von Oscar De La Hoya, Boxpromo-

TODD BIGELOW / NOVUS SELECT

Profi Mares, Trainer Medina: *Früher, sagt er, war das Boxen Passion, jetzt ist es Arbeit*

ter in Los Angeles und selbst einer der größten Faustkämpfer aller Zeiten.

Sie sagte ihrem Mann, er müsse sich diesen Mares unbedingt ansehen. Und das tat De La Hoya, dessen Abbild, in Erz gegossen, vor dem Staples Center in Downtown Los Angeles steht. Auf zehn Weltmeistertitel kann De La Hoya zurückblicken, auf eine Goldmedaille für die USA, nun ließ er sich Aufnahmen von Mares' Kämpfen kommen, auch das Interview nach der Niederlage in Athen.

Der Junge, Abner Mares, gefiel ihm. Er hatte Biss, er war schnell, De La Hoya entschied, dass er ihn gebrauchen könnte. Mares erzählt vom entscheidenden Anruf wie von einem Wunder. Der große Boxer lud den kleinen samt seinem Vater ein, zu kommen und gleich die Verträge zu unterschreiben. Und so wurde aus Abner Mares, dem ehedem chancenlosen Kind aus Mexiko, ein Profiboxer in den USA.

Er war gut. Er sah gut aus. Er schlug die Gegner, wie sie kamen, er, der Mexikaner, gewann und verteidigte zweimal den nordamerikanischen Meistertitel im Bantamgewicht. Aber im Oktober 2008, eine Woche vor dem Kampf gegen Luis Melendez in Atlantic City, stimmte mit einem Auge etwas nicht mehr.

Steven Steinschriber, Augenarzt am Milauskas Eye Institute, ein Mann, dem Boxer vertrauen, stellte eine Teilablösung der Netzhaut fest. Mares stand, kaum dass seine Karriere richtig begonnen hatte, vor dem Aus. Nicht nur als Boxer. Er musste um seine Existenz fürchten, um irgendein Auskommen, er hatte keinen Plan mehr für ein Leben in Amerika.

Im Boxclub wandten sie sich von ihm ab. Leute, die ihn als falsche Freunde umschlichen hatten, mieden seinen Blick. Seine Promoter standen wohl irgendwie zu ihm, aber was sollten sie anfangen mit einem, der erledigt war. Mares haderte, er weinte an der Schulter seiner Frau wie ein Kind, aber er glaubte auch an seine Genesung. Wieder und wieder ging er zum Arzt, und regelmäßig hörte er, es gehe nicht, er könne nicht kämpfen, er werde das Augenlicht verlieren.

Wenn Mares von dieser Zeit erzählt, fährt eine Bitterkeit in seine Züge und Worte, die nur schlecht zu seinen 26 Jahren passt. Er sagt, bis dahin sei das Boxen seine Passion gewesen. Seither, sagt er,

Er weinte wie ein Kind an der Schulter seiner Frau, aber er glaubte an seine Genesung.

sei es nur noch die Arbeit, der er nachgehe, um seine Familie zu ernähren.

Fast ein Jahr lang fiel er aus. Und weil er Geld verdienen musste, kehrte er zurück an seine amerikanischen Anfänge. Er wurde, wie seine Mutter einst, einer jener austauschbaren Hilfsarbeiter, die nach den Blumen fremder Leute sehen, er fand einen Job als Nachtwächter in einer Schule. Die Schichten dauerten 14 Stunden, und manchmal, auf den leeren Fluren, auf seinen nächtlichen Streifen, fürchtete er, der von Olympiasiegen geträumt hatte, um seinen Verstand.

Aber die Wunde heilte, von allein, durch Schonung, und es ging wieder ein bisschen zu wie im Märchen. Nach Monaten schlechter Nachrichten gab ihm der Arzt die Erlaubnis, das Training wieder aufzunehmen, und es war die glücklichste Stunde seines Lebens, eine neue Wende im Auf und Ab seiner Biografie. Er durfte wieder um sein Leben kämpfen.

Um nach der Zwangspause allen zu zeigen, dass sie sich künftig in Acht nehmen müssen vor einem neuen, gehärteten Abner Mares, ließ er sich Tücher mit Totenköpfen bedrucken, die er sich seither umbindet, wenn er im Tross seines Teams zu stampfender Musik zum Ring marschiert. Und dieser andere, der neue Mares ist noch besser als der alte.

Wie gut alles läuft für ihn seit 2009, lässt sich in Hawaiian Gardens erleben, wo er auf der Straße erkannt wird wie ein weltberühmter Star. Fremde Menschen winken ihm zu, alte Bekannte trommeln die Familien zusammen und rufen hinter sich in die Häuser hinein: „Abner ist da! Besuch vom Champion!"

Es kommen Passanten heran und fragen devot nach der Erlaubnis, sich mit ihm zu fotografieren, nahe seiner alten Schule bekommt er es mit einer weinenden Frau zu tun, die Papiere in ihren Händen reibt und ihn bittet, auf Spanisch, etwas für ihren Sohn zu tun, der im Gefängnis sei.

Mares hört zu, beruhigend, mit seinen großen Kinderaugen, in denen zu viel Traurigkeit sitzt. Einer seiner vielen Brüder war auch gerade im Knast, er sagt: „Wenn sie mich nicht nach Mexiko geschickt hätten, wäre ich an seiner Stelle." Die Brüder, die Schwestern, sie wohnen alle noch in der Gegend, Mares wischt Familienfotos über sein iPhone. Er fährt zum Rathaus von Hawaiian Gardens, dem Städtchen geht es besser, seit sich ein Spielcasino hier angesiedelt hat. Die Straßen sind jetzt nachts durchgängig beleuchtet, und der Bürgermeister, Michael Gomez, hat das Richtige getan und sein Rathaus in ein einziges Jugendzentrum verwandelt.

Es gibt noch immer Banden. Und es gibt noch immer Totschläger, die ihren Kleinkrieg der ethnischen Säuberung führen. Aber im Rathaus hopsen lustige Mädchen und junge Männer in Tanzsälen und Krafträumen samt Boxring, man kann hier basteln und Pläne schmieden und Englisch lernen, das gab es alles nicht, als Abner Mares Kind war in Amerika.

Wenn er durch die Flure geht, stolpern die Mädchen kreischend zu den Seiten weg, ehe sie sich von ihm Autogramme auf ihre Turnschuhe schreiben lassen. Halbstarke Jungen suchen die Nähe des Boxers, der für sie zum Helden taugt. Ein Mexikaner, der es geschafft hat; der Mexikaner geblieben ist und doch auch ein bisschen Amerikaner geworden. Ein Mensch, der teilhat, auf seine Weise, am großen, alten amerikanischen Traum. ◆